

Diamanten und Perlen.

Erzählung von G. Corci.

Er hatte die schönste Frau zum erstenmal gesehen, als sie, in tiefer Trauer gekleidet, in der schwarzen Gondel an ihm vorbeiging. Ein müder, gleichgültiger Blick ihrer dunklen Augen freiste ihn — so traurig und dumpf inmitten der hellen Sonne Venezias.

Vielleicht war es eben dieser schmerzliche Kontrast, der seine Gedanken jähwagend, sich immer wieder mit dieser Begegnung zu beschäftigen. Er neigte von Natur zum Grübeln; seine Familie und seine Freunde nannten es „einen krankhaften Hang“, und nun meldete sich plötzlich dieser krankhafte Hang gerade in einem Moment, wo er so voll Freude gewesen, so voll Sonne, so glücklich, so glücklich wie nur jemand sein kann, der seinen letzten Amtsgeschäften entronnen, in vollen Sonnenstrahlen, in vollen Blüten, in vollen Blüten des Himmels, das olympische Stadium des „Nichtdaseins“ genießt.

Er hatte so gar nichts gedacht, als er in seiner Gondel saß, nur mechanisch die Cigarette an die Lippen führte und nach oben starrte, lächelnd sich hinmeldehend in dem weichen, sanften Gleiten des Fahrzeugs, das, von einem Ruderer mit geschickten, über die Fäden, grünen, gleichmäßigen Flüssen des Kanals schwebend, vor den schweigenden, fagerreinen Palästen — soweit sie noch nicht moderne Hotels geworden — der offenen Lagune zu, die weit und weit unter der goldströmenden Sonne lag.

Nun aber war ihm, als seien die schwarzen Augen mit ihrem traurigen Ausdruck fortwährend neben ihm. Sie kamen immer näher, als trachtete sie in sein Herz hineinzugreifen. Sie wuchsen hoch, daß sie dort viel Verwandtes fanden.

Aber still! Nicht doch! Er wollte doch nicht. Er wollte doch an all das überhaupt nicht mehr denken! Sieh wie das flache Wasser glänzt, sieh hellgrün mit bläulichen und rosa Reflexen. Wie eine große Scheibe Perlmutter! Wie schön die großen Segler leuchten mit ihren zwerfisch gepreiteten Feinensiegeln. So stolz und vornehm im Vergleich mit jenem hurtig hastenden Dampferchen, das schmutzigen Qualm ausstößt, als wolle es die heilige Sonne beleidigen.

So wie der Segler sollte die Seele des Menschen sein, rein leuchtend, höheren Spätzen zugewandt und deren Strömungen gehorchend. Wie gut das thut. Wie das Herz stille wurde, wenn man seiner vergeh...

Ulmäßig schloß er ein mit der Schlafsucht nervenschwacher Menschen. Die Gondel, schmal und schwarz, trieb sich voran zwischen stillen, grünlich-weißem Wasser und glühend niederbrennender Sonne, die schwere Refleze über den Wasserpiegel breitete. Graue Pfähle wie Spargelbunde ragten da und dort auf. Da und dort schwamm verträumt der Umriß einer Insel.

Rhythmisches, mit dem Takt des Ruders hoch und senkte sich die schwarze elastische Gestalt des Gondoliers hoch auf dem Heel der Worte, die einjam den Sonnenlauf durchschritt.

Ein Raunen schloß wieder den Schläfer. Er ritz die Augen auf und sah nach der Uhr. Ah, Mittag! „Ritorno!“ befiel er. Und der Gondolier drehte sich das Boot und ruderte der ferneren, schwimmenden Stadt zu, die weit in der Sonne glühte mit ihren Brücken, Thürmen und Palästen, eine feinerne Wäldin, die den Reichtum und die Macht der Welt einst zu ihren Füßen sah.

sich war. Aber er hatte schöne, gepflegte Hände und raschte sich täglich mit großer Sorgfalt. Das gab ihm auch dabei ein gutes Aussehen, und wenn er mit seinen schönen Händen das silberne Transkriptionsgerät ergriff und einem gefüllten, knusprigen Brotchen zu Leibe ging, empfand Pietro ein ästhetisches Vergnügen, das sich in Ekstase umsetzte und ihn vergessen ließ, daß er eigentlich ein prinzipieller Gegner solcher raffiniert gekleideter tugendlicher Genüsse war...

Und wenn Luigi mit vollen Worten faule, beaglich in seinem verwohnten Kammer, die Fensterläden halb geschlossen, daß die Sonne nicht flöte und doch Licht nicht blendete, sondern so weit herabgedämpft war, daß es gerade noch ein reizvolles, heimliches Hinten in den vollen Rosthohlgläsern schuf, auch die Spiegel wie magisch erleuchtete und die großen Farben der blühenden, hart duftenden Blumen wieder abstrahlte — da lezte sich auch über Pietro reizbar grüblerisches Wesen eine wohlige Schlafheit, und er sagte sich: „Der Reformismus ist erloschen! ... Man sollte wirklich nur leben, um zu genießen!“ Freund Luigi ist wirklich im Recht!

Wohlens fant bereits die Sonne, wenn man noch bei der Cigarette und dem Kaffee saß. Die Fensterläden wurden aufgehoben, aber die Garbinnen blieben zu, denn das nahe Gegenüber, nur von einer meteorischen Kalle getrennt, flöte. Unten schrien häßliche Händler, und die Pantoffel der Frauen klapperten auf der nahen Brücke, die sich über den dunklen Kanal spannte, in dem sich die schwarzen Barken drängten.

Luigi trieb den wohlgefüllten Magen, erprobte sich befriedigt ähndend und beschwand in seinem Schlafgemach, um nach einer Stunde, während welcher sein Geist auf dem Sofa eingekickt war, wieder herauszutreten, patent zu geräthet in feinsten Promenadetoilette, grau karot, die braunen Glanzleuchte schube hell spiegelnd, das Strohhütchen elegant in der Stirn, die bunte Seifenstücke blendend erast und die schönen Hände tadellos behandschult. Mit Bedacht wurde nun noch eine Blume aus der Nase gewischt und voll Attaraleffe in's Knopfloch gesteckt.

So! Pronto! Pietro säuberte sich pflichtschuldigst mit der Bürste, wiewohl es einer solchen nicht bedurfte hätte — ein Kaffeespritzchen auf der hellen Weste fiel glücklicherweise in's phantastische Farbenspiel der modischen Musterung. Dann griff er zum Panama, und man ging. Handstücke zog Pietro über der Stirn nicht an, und das verübte ihm der torrende Luigi einermachen.

Wohin man ging? Wohin sollte man anders gehen als auf den Marktplatz zur Musik. Und Luigi Salani ging schon deshalb zu dieser Musik, weil man sie gratis hatte. Sein Koch hinderte ihn bestänzlich an allen Ausgaben jenseits der Küchenküche.

Der schöne große Musiksal, vom dem Apollon sagte, daß nur der Himmel würdig sei, seine Dede zu bilden, war gebrängt voll von Menschen. Hell wie am Tage schimmerten die Silberröhren der Proturanten; die goldenen Mosaiken von San Marco glänzten wie Dauten. Weit in den Platz hinein rüdten die Tischreihen der Cafes voller Menschen; Menschen, zur Mauer verdrängt, schlossen die Musikstapeln ein, von deren Wirken man nur wenig vernahm, so braun und rauschte der Strom der Promenierenden hin und her. Wenn aber alles leise mitflöte, dann wachte man: „Ah, Mascagni — Cavalleria ...“

Luigi sah sich mit blanken Augen frühlich um, grüßte iertlich, tauchte ein wichtiges Wort und musterte theilnehmend das Menschengemimmel mit dem aufsteigenden großen Einischlag des reißenden Ausländerhums. Pietro aber wurde wieder gleichgültig und dachte: „Wo mag sie jetzt sein? Halten ihre traurigen Augen Jüwelsprache mit den Sternen, die so verächtlich auf unsern Thron und Treiben niederblitzeln?“

Er hatte sich fast vorgekommen, gegen Freund Luigi zu schweigen. Da, was aber meistens zu geschehen pflegt, was man nicht ausdrücken will, so wie es noch nicht Mitternacht, als Pietro sein Geheimniß offenbarte und nach die Frage stellte: „Kennst du die Dame wirklich?“

Luigi, der eine von Pietro's Cigaretten rauchte, stieß mit dem Handschlagspitzen des linken kleinen Fingers ein Schnurbarthaft feillich und meinte wohlwollend lächelnd: „Ich kenne eine ganze Menge schöner Frauen mit geheimnißvollen Augen und schwarzen Haaren. Es ist nicht unmöglich, daß ich deine Desdemona kenne, aber es ist wiederum unwahrscheinlich, daß ich wieder auch sie kennen sollte. Deine poetische Schilberung erinnert mich indessen an die lieblich würdige Signora Carolina, der ich schon lange meine Aufmerksamkeit schenke. Wenn du eine solche Frau kennen lernen willst, so wohnt hier eine Bekanntschaft, die sich lohnen würde!“

Halt du Luigi, zu heirathen? Sie ist Witwe, und ihr armer Gatte, mein lieber Freund Silvio, hat seine Schulden theil gelassen und sein Vermögen in unbedingtem Wohlstand hinterlassen. Du man nennt sie reich — Aber sie hat auch drei Kinder, und das hat sich nicht geändert. Das sagt Pflichten auf, weißt du, und ich frage mich als Epitapher, der ich bin: Warum soll

man Pflichten auf sich nehmen, die man vermeiden kann? Pietro hätte sich überlegen mögen. Platte Realitäten hatte er da als Lohn für seine Schwachhaftigkeit. Eine reiche Wittwe — ein Spekulationsobjekt — pfui.

Luigi gähnte jetzt so laut, daß es von den Proturanten widerhallte. Und dann sagte er, indem er einem alten Manne, der altergebucht Cigaretten abfüllte sammelte, seinen Cigarettenreiß zuwarf: „Ich denke, caro amico, wir gehen jetzt nach Hause. Mascagni und Verbi sind verstimmt — bis morgen; beschlüssen also auch wir!“

In den engen Straßen war noch reges, aber kein lautes Leben. Vornehm und gering wängte sich rüchend oder frischer schwingend aneinander vorbei. Dozigen schlüpfen die kleinen, zierlichen Mädchen des Volkes in ihren langen, schwarzen Fransentüchern. Die schmalen, dunkeln Kanäle flüchteten mit schwarzen Wogen gegen die Häusermauern und über die Treppen, wenn eine Gondel lautlos mit ihrem stillen Licht dahertam.

Pietro aber verprühlte Luft, eine Gondel zu miethen und — wie er oft gethan — den nächsten Rauber der Lagune zu genießen. Welfern, einjam, dem Meer zu treiben, wie losgelöst von allem Irdischen, verstandend in die große, erlösende Wonne willigen Alleinseins. Da aber fühlte er, daß das heute für ihn gefährlich sein würde. Er konnte sich, Er würde so traurig werden, so übertraurig, daß er dann das Leben nicht mehr zu ertragen vermöchte.

Andern Tags beim Mittagessen eröffnete Luigi Salani seinem Freunde mit helterem Antlitz: „Du bist nicht für mich nachher eingeladen! Signora Carolina erwartet mich! Ich sprach heute schon bei ihr vor; sie würde sich freuen, dich kennen zu lernen. Warte also den Staub aus deiner Stirne und überlege, was du ihr vorspielen willst. Sie ist musikalisch, und ich habe ihr dein Talent gerühmt!“

Pietro erhobte vor Zorn. Sein Pflichtenwort war sein Geheimniß. Damit parodierte er nicht. Das war der Ausdruck seiner Seele und nicht für die Sinne fremder bestimmt.

„Ich habe keine Verlangen, deine Signora Carolina kennen zu lernen!“ erwiderte Pietro endlich. „Wohlens nicht fühle ich mich gebrängt, für ihre Unterhaltung zu sorgen!“ Diese Antwort ärgerte Luigi wieder. Er hatte Pietro gern, er sah ihn auch gern als Gast, wie er überhaupt gern Gäste hatte, vorausgesetzt, daß diese seinen Koch überaus lobten, und ihm sonst keine unangenehmlichkeiten bereiteten. Fast ebenso empfindlich wie in Bezug auf seinen Koch, war Luigi aber auch bezüglich seiner Freunde, die er seiner Empfehlung werth hielt. Und nun trankte es ihn außerordentlich, daß Pietro die Dame, die er selbst schätzte, so respektlos abthat.

Sein rundwängiges, bis auf den feinen gerichenen kleinen schwarzen Schnurrbart glatt rasirtes Gesicht bekam einen hoffärtigen Ausdruck, der sich auch über den ganz locken, nur bei einem grauschwarzen Schatten gedunkelten Kopf erstreckte und die zwei runden Speckfalten im Nacken gradlinig betonte. Und bitter, fast giftig kam es von seinen roten Lippen, die vom Saft des vorliegenden Fischsalates glänzten: „So wünscht du also, daß ich dich entschuldige? Es thäte mir leid, der Dame meine Verehrung entgegen zu müssen!“

Pietro erschrak reuig. „So war es nicht gemeint, mein Lieber! Du weißt — Pietro's nachbraune Augen irrten ängstlich umher — ich bin kein Gesellschaftsmensch!“

Luigi setzte sein Weinglas an und schloste recht langsam, um den andern feinen Unterhalt länger fühlen zu lassen. Als er dann aber die Energie energisch handhabte, kam der Jünger gegenüber dem um fast zehn Jahre jüngeren Freund wieder zum Durchbruch, und er meinte lachend: „Per hancoc, da hast du recht, ein Gesellschaftsmensch bist du nicht, leib! Das ist überhaupt die Ursache deiner Scherzeweise! Du lebst da mit deiner alten Mama und deiner tranter Schwester, plagst dich für deren Unterhalt und erwidrigst fast nichts für dein Vergnügen! Da soll der Mensch nun nicht lebensmüde werden!“

Du sollst heirathen, eine reiche Frau! Nimmst deine Familie vor, ohne daß du selbst darunter ledest, und genießt selbst dein Leben, wie es sich gehört. Du bist ein hübscher, braver Junge, ein schönwängiger Junge, die Welt steht dir offen! Und wenn dir Signora Carolina nicht paßt — je nun, man findet eine andere! — Und eine kleine Gräde aus den tadellosen Zähnen schmalzend, klingelte der Hausherr und ließ das in Marzala gebürtete Kalscheich auftragen.

ner Persönlichkeit erheben. Das bedeutete täglich gutes Essen, eine Sommerreise, Kinder in weißen Spitzenkleidern, Bilder und viele lustige Freunde. Das bedeutete aber auch das Gespenst selbst, immer da, Tag und Nacht an seiner Seite, so nah, daß das Gespenst seiner Nähe seine Brust zusammenpreßte und er sein eiskaltes Herz fühlte, denn man alle süße, heiße Jugendbegeisterung verlor. Aber neben dem Gespenst wurde es immer kälter und immer härter und wurde endlich zu einem fühllosen Kritikal.

Von einem innerlichen Schmerz bezeugend, fuhr Pietro vom Tisch auf. Er taumelte und fürchtete, hinzufallen. Er stieß einen Festschrei aus und stöhnte, um Luigi's besorgte Fragen zu beschwichtigen: „Es ist bloß ein atmosphärischer Anfall ... Es geht vorbei!“

„Trint einen Tropfen!“ bot Luigi und hielt ihm Eiswasser mit Zitronensaft vor den Mund. „Du hast wieder in der Sonne geogebelt, das erträgt ja kein Pferd! Setz dich nieder, mein Junge! Knöpfe doch den Kragen los —! Und etwas Essig an die Schläfen —! So! Ach und unsere delikate escaloppe werden kalt!“

Auf Rückblick auf die escaloppe raffte sich Pietro auf und kam wieder an den Tisch. Aber alles elette ihn an, und er trant unaufhörlich Limonade, um nur nicht die fetten Saucen und scharfen Gewürze des Fisches zu riechen. Luigi beobachtete schweigend seine opulente Mahlzeit und ließ danach den Freund wieder ein Stündchen allein. Während er aber seine Nadel feilte und polierte, beschäftigte er sich eingehend mit Pietro's „atmosphärischem Anfall“, und er kam zu dem — allerdings falschen — Schlusse: „Er hat gewiß eine unpraktische Liebe, der Arme! Sehen wir zu, wie wir sie ihm austreiben! Signora Carolina wäre wirklich sein Glück und das seiner Familie!“

„Hast du deine Stirne mitgenommen?“ fragte Luigi an der letzten Brücke. „Mein!“ antwortete Pietro gequält. „Erlaube mir wenigstens das!“ „Schade!“ bedauerte Luigi achselzuckend. „So etwas wirkt auf die Frauen!“

In einem großen düsternen Hause, zwischen einem erdarmungslos sonnigen, kalten Fundamente und einem düsternen, schmutzigen Kanal wohnte Signora Carolina. Die verschlossene Hausthür wurde unsichtbar geöffnet, und man erstieg eine taile, laile Steintrappe und trat in einen geräumigen Vorraum, den „tinello“, mit dem Tisch inmitten und allen Bildern an den geländeten Wänden. Ein älterer, weiblicher Dienstmädchen führte von hier aus die Herren in den Salon. Die Läden waren hier geschlossen; ein harter Rosenputz erfüllte die heiße Luft. Ein paar Lichtreflektoren brannten auf der Voltur des Fußgels unter den Fenstern.

Nebenan hörte man sprechen. Eine Männerstimme lachte fröhlich, Kinderstimmen fielen ein. Jetzt that sich aber die Thür auf, und eine schwarzgekleidete Dame begrüßte die Freunde — und Pietro stand sprachlos und atemlos: das war sie ... die schöne Traurige aus der Gondel.

Sie reichte ihm ebenso wie Luigi die Hand, die bleich und kühl war. Müde und gleichgültig ruhte ihr Blick auf ihm, aber weich und liebenswürdig war ihre Stimme, als sie die Herren bat, mit in das Nebenzimmer zu kommen. Dort sei es lustiger, auch sei schon Besuch da.

Luigi zog die Weste stamm und betrat gradlinig die andere Zimmer. Schüchtern und verwirrt folgte Pietro.

Ein Ehepaar mit zwei Kindern war zu Besuch, und die drei kleinen Töchter der Signora Carolina vergrößerten den Kreis, ebenso die Schwiegermutter der Signora Carolina, eine geübte, klug blickende Alte, die sofort ein lebhaftes Interesse in Pietro faßte und ihn nach seinen Kenntnissen und Familienverhältnissen anfragte.

Hinter der vorgehaltenen Hand schalt sie rüchlichlos auf Luigi Salani. Er ist ein Augenidiot. Essen und Trinken und Essen und Trinken, das ist sein Lebenszweck. Mein Sohn hat's auch so gemacht, nachdem er mit seinen übersehtigen Geschäften zu Gelde gekommen war. Der plöbliche Reichtum rief ihm zu Kopf. Gut, daß ihn der Herrgott zeitig zu sich nahm, wir könnten sonst alle von Almosen leben, denn er hätte alles aufgegeben und an die da verschwendet! So war er!“

Auf dem Tisch, den die Alte nach der Schwiegermutter warf, sprach Geheißigkeit und Nichtachtung. Pietro aber empfand wachsende Leidenschaft für die schöne Frau, deren blondes Haar wie mattes Gold schimmerte, und deren dunkle Augen voll unaussprechlicher Melancholie über alle Dinge der Erde hinwegzuschauen schienen, wie juchend in eine ferne, verlorene Welt gerichtet.

Ihre drei kleinen Mädchen waren weniger schön als liebhaft. Das älteste war schon zehn Jahre alt. Die Kinder führten eigentlich die Unterhaltung, die sich um Schmutz drehte, denn die Tochter des Besuches hatte neue Ohrringe. Signora Carolinas

Kleide, Gna, verglich nun ihre Ohrringe mit denen der Freundin Elena, und Gna stellte mit Genugthuung fest, daß ihre Brillanten größer waren als die der Freundin. Ein Jüngling, eiler Wettkampf bligte aus den Augen der kleinen Mädchen, und die Erwaachsenen lächelten verständnisvoll ... Später würde sich ja alles um die Größe und die Anzahl der Edelsteine drehen. Es waren ja Venezianerinnen!

Da hat Gna: „Bitte, Mama, zeige uns deine Juwelen!“

„Über sagte sie „Freunden?“ Denn sie sagte „gioje“, und das heißt so wohl Freunden als auch Juwelen. Auch die anderen horten, und Luigi, der der Hausfrau Complimente machte, ohne auch nur ein Lächeln zu ernten, meinte schmunzelnd: „Zeigen Sie, signora mia bella, daß der arme Silvio nicht umsonst geliebt hat!“

Rechnen Sie die drei Früchte seiner Ehe für nichts?“ scherzte der Besuch, Signora Carolina aber ging und kam bald mit einer Kiste zu rück, deren Inhalt einen Theil des Tischs bedeckte.

Königliche Gesandte bereitete sich da aus. Diamanten und Perlen in schimmernder Pracht, Gold und bunte Edelsteine.

Pietro, der in bescheidenen Verhältnissen groß geworden, gerah in wachsenden Schreien. Gleich er nicht sagte, mochte die Hausfrau seine Gedanken merken. „Sie kam zu ihm und machte ihn beschämender Weise auf die seltene Schönheit zweier großer, kleinerer Perlen aufmerksam, die Ohrringeln bildeten.

„Wie gut müssen sie zu Ihrem blonden Haar passen, Signora!“ sagte Pietro — er sprach aber gleichzeitig über seine Kinnhöhlen.

Die schöne Frau erwiderte nichts, ließ sich aber neben ihm auf einem Sessel nieder und schüttete ein Kästchen mit Ringen in ihrem Schooße aus, um die schönsten herauszufinden. Die Kinder drängten sich um sie. Und es war ein gedankenschweres Bild, wie die kleinen Mädchen mit funkelnden Augen die glänzenden Schätze begierig bewunderten, die die Frau in Trauer so nichtastend durchwühlte.

Da sagte die Alte in den jubelnden Eifer der Kinder herein: „Wißt ihr denn aber auch, woher die Perlen und Diamanten kommen, die euch so lustigen machen?“

Sie erhob sich und humpelte zu einem Schrank, um eine Mutschelstade zu holen, die taubengrau und weiß schillerte, am Rande aber eine Reihe runder Fische hatte, wie Thranenspurten.

„Hier haben die Perlen gefessen!“ sagte die Alte, mit ihrem rügeligen Finger auf die kleinen Fische deutend. „Und sie sind Schmerzen des Mutschelthieres gewesen, Krankheiten, die es vermullich tödten. Und die Diamanten ... man sagt, die entsetzten durch Druck, durch einen so ungewöhnlichen Druck tief innen im Herzen der Erde, daß jeglicher Lebensstein erstickt, alles erstarrt, zu diesem harten Stein erstarrt ... Und damit schmücken wir die eiteln Mädchen, die ihre Augen lachen nie so froh, als wenn die Schmerzen der Erde ihre „gioje“ sind!“

Ein Wortgelärm brach los, als die bedächtige Alte genest hatte Pietro aber hörte hoch des Lärmes den letzten, wachen Seufzer, der neben ihm ausgeflohen wurde. „Blasse Hände mochten die Ringe in's Kästchen.“ Luigi half sorglich, die Perlen in die weichen Sammelboxen bergen und die Edelsteine ordnen.

Zuletzt blieb nur ein Medaillon übrig, dessen Etui man bemerkte. Es war mit Rubinen besetzt und leuchtete wie Blut. Der Besuch fragte, ob man es öffnen dürfe? Wer denn brin sei?

„Silvio — wer anders?“ meinte die Wittwe achselzuckend, und es schien Pietro, als wende sie ihr Gesicht ab. Da griff auch er nach dem Medaillon. Und er fand darin ein häßliches, gedunsenes Männergesicht mit kleinen, freien Augen, fetten Wangen, Kropffalten und hängender Unterlippe — alles in allem ein Ausbund ungeschlicher Brutalität und Niedrigkeit.

Klein Pietro das Medaillon schnell zurückgab, begegneten seine Augen denen der alten Frau. Die lachte hämisch. So hämisch, daß Pietro über und über roth wurde und nichts sehnlicher wünschte, als fortzukommen.

Wichtig verpackete er die schöne, traurige Frau.

Er verpackete sie um ihres Gatten willen.

Für diese Edelsteine hatte sie sich an ihn verkauft — diese Perlen waren ihre eigenen Tränen und diese Diamanten ihre eigenen Schmerzen gegenwärtigen Glanzes! Und ihre traurigen Augen sprachen von der Leere ihres Herzens, das sie verathen hatte dieses Wunders wegen ...

... Es war ganz überflüssig, daß Luigi ihm während des Feimmegs die Geschichte der schönen Carolina noch erzählte. Pietro hatte sie im voraus durchgesehen.

Einem Jugendgeliebten hatte sie den Abschied gegeben, weil er nicht reich genug war, und diesen häßlichen Emporkömmling nahm sie, weil er reich war.

„Erstach Verehrer (betrißt, zu einem Fräulein): „Geirathen können wir einander leider nicht; aber wir wollen uns wenigstens zusammen in die Ausstellung moderner Brautausstattungen und Zimmerarrangierungen ansehen.“

— Irene. „Gestern Abend sind ja Spühuben im Dorke eingebrochen, wo denn?“ — „Beim Nachtwächter!“ — „A g e p a s t. Herr: „Was sind Sie?“ Bewerber: „Herrschafstutscher; gegenwärtig ohne Stellung.“ Herr: „Wie lange führen Sie schon ein ängstliches Leben?“

In der Verlegenheit.

Madame (den Koffer des Dienstmädchens reibend): „Da sind ja auch die Küchenhantlicher, welche die einiger Zeit fehlen!“ Die n e m ä d c h e n (Heinlaut): „Ja, die habe ich auch schon vermisht!“

— A u s g e n i c h t. Onkel (zum kühnbenden Neffen): „Sage mir doch mal, Frey, was ist das eigentlich, Prophezar?“ Neffe: „Na, schau, das ist so! Zu Ende des Monats werde ich kein Geld haben ... und Prophezar wäre, wenn Du mit Frey heute am abgehenden mit fünfzig Mark unter die Arme greifen würdest!“

Entgegenkommend.

Wittprethändler (zum Sonntagsgänger, der die aufgestellten Borrätze mustert): „Witte, treten Sie näher, mein Herr ... kein Schiefgang!“

— Z u p ä t. „Mein Sohn sollte eigentlich Geigenvirtuose werden; da er aber gar kein Talent anzeigt, will ich ihn lieber zu einem Kaufmann in die Lehre thun!“ — „Se müssen nicht so schnell die Geduld verlieren; versuchen Sie's doch noch eine Weile!“ — „Mein, jetzt ist's zu spät; jetzt wurde ihm das Haar bereits abgeschritten!“

Mein Oxyler.

Am Stammtisch.

Huber (als von einer Nordpol-Expedition die Rede ist): „A g s c h e i d e r g e f o r e n, wenn der Ro-tumbus in Nordpol entdeckt hätte, Amerika wäre uns nie auskommen!“

